

Rheinische Sagen

nach

pädagogischen Gesichtspunkten

ausgewählt und bearbeitet

von

H. WENDT.

Beilage zum Osterprogramm der weststädtischen
höheren Mädchenschule in Elberfeld, 1898.

Gedruckt bei Sam. Lucas, Elberfeld.

986
10 (1898)

Fachbereich 02

Pädagogische Fachzeitschriften

Verlag Dr. W. Kohlhammer

1924

Verlag Dr. W. Kohlhammer

Verlag Dr. W. Kohlhammer

Rheinische Sagen

nach

pädagogischen Gesichtspunkten

ausgewählt und bearbeitet

von

H. WENDT.

Beilage zum Osterprogramm der weststädtischen
höheren Mädchenschule in Elberfeld, 1898.



Gedruckt bei Sam. Lucas, Elberfeld.

J.P. 97
7



Op 1469



Vorbemerkung.

In den Ministerialbestimmungen über das Mädchenschulwesen vom 31. Mai 1894 werden als geschichtlicher Lehrstoff für die Klassen V und IV einer neunklassigen, also die Klassen VI und V einer zehnklassigen höheren Mädchenschule neben Lebensbildern aus der vaterländischen Geschichte „deutsche Sagen“ festgesetzt. Wenngleich in den „Bestimmungen“ die „Lebensbilder“ voranstehen, so wird es doch wohl erlaubt sein, mit den Sagen zu beginnen und, den Anforderungen der neueren Methodik gemäss, den historischen Unterricht durch einen Vorkursus von Sagen einzuleiten. Es ist vielleicht angemessen, das erste Tertial des fünften Schuljahres zu diesem Sagenunterricht zu verwenden.

Welche Sagen sollen nun hier den Kindern erzählt werden?

Da die „Bestimmungen“ deutsche Sagen verlangen, so sind von vornherein alle fremdländischen Stoffe, auch die griechischen, ausgeschlossen. Es ist jedoch in den „Bestimmungen“ Sorge getragen, dass die Schülerinnen wenigstens nicht ohne alle und jede Kenntnis der griechischen Sagenwelt die Schule verlassen, indem nämlich als deutscher Lektürestoff für die Klasse III unter anderm „die Odyssee nach einer guten metrischen Übersetzung“ vorgeschrieben ist.

Welche deutsche Sagen den Schülerinnen erzählt werden sollen, darüber sagen die „Bestimmungen“ nichts.

Es läge nahe, an die Nibelungen- und Gudrungsage zu denken; da aber unsere beiden grossen Volksepen unter den deutschen Lesestoffen für Klasse IV angegeben sind, so würde es unzweckmässig sein, ihren Inhalt, wenn auch sehr vereinfacht und abgekürzt, schon in Klasse VI den Schülerinnen vorzutragen.

Wir werden uns also nach anderen Sagenstoffen umsehen müssen; wo finden wir sie?

Jede Sage haftet an einem bestimmten Erdfleck und giebt diesem, namentlich für die kindliche Auffassung, ein ganz besonderes Kolorit und oft einen eigenartigen poetischen Reiz. Die Stadt Hameln ist den Kindern einfach die Stadt des Rattenfängers; alles andere an ihr tritt weit zurück gegen die wundersame Geschichte von der Ausführung der Kinder. Und so geht es mit allen Orten, an denen eine bekannte und bedeutende Sage haftet.

Diese Thatsache erziehlich zu verwerten, ist nicht schwer. Neigung des Herzens und pädagogische Überlegung weisen gleicherweise darauf hin, die Heimat der Zöglinge durch Mitteilung an ihr haftender Sagen auszuzeichnen und sie auf diese Weise mit einem poetischen Schimmer zu bekleiden.

Aus solchen Überlegungen heraus sind wir zu dem Entschlusse gekommen, den Geschichtsunterricht in Klasse VI durch rheinische Sagen, genauer: Sagen der preussischen Rheinlande, einzuleiten. Dem Unterzeichneten ist der Auftrag geworden, eine Anzahl solcher Sagen auszuwählen und ihren Wortlaut so zu gestalten, wie er für Kinder des fünften Schuljahres angemessen erscheint.

Was den zweiten Teil dieser Aufgabe anbelangt, so glaubte ich ebensowohl die schwülstige, poetisierende Sprache mancher älteren Sagensammlungen, wie auch die zerhackten, allzukurzen Sätze des sogenannten Kinderstubenstils vermeiden zu müssen.

Viel schwieriger war die Auswahl der Sagen. Zunächst schien die überreiche Fülle des Materials eine „Verlegenheit des Reichtums“ hervorzurufen; bei genauerer Prüfung aber ergab sich, dass die Zahl der für die Schule wirklich brauchbaren Sagen sehr gering ist. Die im Unterricht zu behandelnden Sagen müssen meines Erachtens folgenden Anforderungen genügen:

- a. Sie dürfen nicht bloss den Sagenforschern bekannt sein, sondern müssen noch im Volke leben.
- b. Sie müssen interessant und bedeutend sein und sich an hervorragende Gegenden und Orte anschliessen.
- c. Ihr Inhalt darf den allgemeinen ethischen Zielen der Schulerziehung nicht zuwiderlaufen.
- d. Die Lebensverhältnisse in den Sagen müssen für Kinder des fünften Schuljahres verständlich sein oder ihnen durch den Unterricht leicht verständlich gemacht werden können.

Von den nachfolgenden dreizehn Sagen glaube ich, dass sie diesen Anforderungen entsprechen. Sie werden auch als Lehrstoff für ein Tertial völlig ausreichen. Ein blosses Lesen oder Erzählen und Wiedererzählen kann eben nicht genügen; es muss eine eingehende Besprechung des Inhaltes, bei der auch das innere (psychologische) Triebwerk der Handlungen blossgelegt und beurteilt wird, hinzukommen. Mit besonderer Sorgfalt ist das kulturhistorische Material

zu bearbeiten und zu sammeln. Vielfach wird die engere Heimat Anschauungsstoffe bieten; sie sind aufs eifrigste zu benutzen. Dass die Karte der Rheinprovinz nicht entbehrt werden kann, ist selbstverständlich.

Es wird wohl niemand befremden, dass das Siebengebirge durch drei Sagen ausgezeichnet worden ist. Die Stadt Köln, Rheinlands Metropole, hat eine gleiche Bevorzugung erfahren. Die Sage von den Heinzelmännchen konnte nicht anmutiger erzählt werden, als es Kopisch gethan hat. In „Jan un Griet“ erhalten die Kinder eine ergötzliche Probe der Kölner Volksmundart.

Möge das Sagenbüchlein den Lehrenden und den Lernenden Freude bereiten.*)

Elberfeld, am 28. Februar 1898.

Hermann Wendt.

*) Benutzt wurden:

- Karl Geib, Die Sagen und Geschichten des Rheinlandes. Frankfurt am Main 1880, Karl Dünzel.
- J. G. Th. Grässe, Sagenbuch des preussischen Staates. Glogau, Karl Flemming.
- Jakob und Wilhelm Grimm, Deutsche Sagen. 2. Aufl. Berlin 1865—1866, Nicolai.
- Dr. Leibing, Sagen und Märchen des bergischen Landes. Elberfeld 1868, Sam. Lucas.
- Montanus, Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westfalen. In wissenschaftlicher Umarbeitung neu herausgegeben von Wilhelm von Waldbrühl. Elberfeld 1870, Sam. Lucas.
- Alfred Reumont, Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden. 2. Aufl. Köln und Aachen 1844, Ludw. Kohnen.
- Otto Schell, Bergische Sagen. Elberfeld 1896, Martini & Grüttefien.
- Karl Simrock, Rheinsagen aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter. 8. Aufl. Bonn 1879, Eduard Weber.

Die Lurleijungfrau.

n alten Zeiten liess sich manchmal um die Abenddämmerung und beim Mondenschein auf der Lurlei eine Jungfrau sehen, die sang mit so anmutiger Stimme, dass alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberschifften, gingen am Felsenriff oder im Strudel zu Grunde, weil sie nicht mehr auf den Lauf ihres Fahrzeuges achteten, sondern durch die himmlischen Töne der wunderbaren Jungfrau gleichsam aus dem irdischen Leben hinweggelockt wurden. Niemand hatte die Jungfrau in der Nähe geschaut als einige junge Fischer; zu diesen gesellte sie sich bisweilen im letzten Abendrot und zeigte ihnen die Stellen, wo sie ihre Netze auswerfen sollten, und jedesmal, wenn sie dem Rate der Jungfrau folgten, thaten sie einen reichlichen Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wohin sie kamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geschichte verbreitete sich im ganzen Lande.

Ein Sohn des Pfalzgrafen, der damals in der Gegend sein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mär, und es ergriff ihn eine innige Zuneigung zu der Jungfrau. Unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Oberwesel, setzte sich dort in einen Nachen und liess sich stromabwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen, und die ersten Sterne traten am Himmel hervor, als sich das Fahrzeug der Lurlei näherte. „Seht ihr sie dort, die verwünschte

Zauberin?“ riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte sie aber bereits erblickt, wie sie am Abhange des Felsenberges sass und einen Kranz für ihre goldenen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme. Er nötigte die Schiffer, an das felsige Ufer zu fahren; dann sprang er aus dem Nachen, um zu der Jungfrau hinaufzueilen. Aber er hatte den Sprung zu kurz genommen und versank in dem Strome, dessen schäumende Wogen schauerlich über ihm zusammenschlugen.

Die Nachricht von dieser traurigen Begebenheit kam schnell zu den Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wut zerrissen die Seele des armen Vaters. Er erteilte auf der Stelle den strengen Befehl, ihm die Unholdin tot oder lebendig zu überliefern. Einer seiner Hauptleute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen. Doch bat er es sich aus, dass er die Hexe ohne weiteres in den Rhein stürzen dürfe, damit sie sich nicht vielleicht durch lose Künste wieder aus Kerker und Banden befreie. Der Pfalzgraf war damit zufrieden. Nun zog der Hauptmann gegen Abend aus und umstellte mit seinen Reisigen den Berg. Er selbst nahm drei der Beherzttesten aus seiner Schar und stieg die Lurlei hinan. Die Jungfrau sass oben auf der Spitze und hielt eine Schnur von Bernstein in ihrer lilienweissen Hand. Sie sah die Männer herankommen und rief ihnen zu, was sie hier suchten. „Dich, Zauberin!“ antwortete der Hauptmann, „du sollst einen Sprung in den Rhein hinunter machen.“ „Ei“, sagte die Jungfrau lachend, „der Rhein mag mich holen!“ Bei diesen Worten wart sie die Bern-

steinschnur in den Strom hinab und sang mit schauerlichem Ton:

„Vater, Vater, geschwind, geschwind,
Die weissen Rosse schick deinem Kind,
Es will reiten mit Wogen und Wind.“

Urplötzlich rauschte ein Sturm daher; der Rhein erbrauste, dass weitem Ufer und Höhen mit weissem Gischt bedeckt wurden. Zwei Wellen, die fast die Gestalt von zwei weissen Rossen hatten, stiegen mit Blitzesschnelle aus der Tiefe zur Kuppe des Felsens empor und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo sie verschwand.

Jetzt erst erkannten der Hauptmann und seine Knechte, dass die Jungfrau eine Undine sei, der menschliche Gewalt nichts anhaben könne. Sie kehrten betrübten Sinnes zu dem Pfalzgrafen zurück; dort aber fanden sie zu ihrem grossen Erstaunen den totgeglaubten Sohn, den ein Wellenspiel aus dem Strome gehoben und sanft ans Ufer getragen hatte.

Die Lurleijungfrau liess sich von der Zeit an nicht wieder blicken. Doch wohnt sie noch immer auf dem Felsen und neckt die vorüberfahrenden Schiffer, indem sie ihre Reden nachäfft.

Sage vom Laacher See.

Vor vielen, vielen Jahren befand sich in der Mitte des Laacher Sees eine Felseninsel, auf der eine Burg stand. Hier hauste ein gottloser Ritter. Einst trieb diesen das böse Gewissen zu einem Einsiedler, der nahe bei der Kapelle am Ufer des Sees wohnte. Er beichtete seine Sünden, und der Einsiedler legte

ihm eine schwere Busse auf. Da entbrannte der wilde Zorn des gottlosen Ritters; er fluchte dem Einsiedler und stieß ihm sein Schwert ins Herz. Sterbend sprach der Gottesmann: „Du wirst der Hand des Herrn nicht entrinnen!“

Dies Wort erfüllte den Mörder mit Entsetzen. Er eilte zu seinem Kahne und fuhr schnell nach der Burg. Hier trank er hastig einen Becher Weins nach dem andern; aber seine Seelenangst wurde immer grösser. Der Abend kam, und es zogen drohende Gewitterwolken herauf. Der Himmel wurde schwarz, ein Sturm erhob sich. Der Donner rollte, die Blitze zuckten, und der See schäumte und kochte. Die Wellen des Sees wurden immer wilder, und die Felsen, auf denen die Burg stand, begannen zu zittern. Plötzlich leuchtete es hell auf wie glänzendes Sonnenlicht: ein greller Blitzstrahl traf die Burg, dass sie krachend in die Tiefe des Sees hinunterfuhr, mit ihr der fluchbeladene Ritter und seine Gesellen.

Die Gründung der Stadt Aachen.

Kaiser Karl der Grosse liebte sehr das edle Weidwerk, er pflegte sich damit von seinen schweren Staatsgeschäften zu erholen. Nun waren in der Gegend, wo jetzt die Stadt Aachen liegt, dichte Wälder von grossem Umfange, die mit Sümpfen und Heiden abwechselten. Wilde Tiere gab es hier in Menge. Es war daher nicht zu verwundern, dass der Kaiser, wenn er diese Gegend besuchte, jedesmal auch in den weiten Wäldern jagte. Einst aber hatte er sich, als

er einen Hirsch verfolgte, weit von seinen Begleitern entfernt. Im Walde umherirrend kam er zu einer in Trümmern liegenden Burg. Als er sie nun näher in Augenschein nehmen wollte, sank plötzlich sein Ross mit den Vorderfüßen in einen Morast. Der Kaiser stieg ab und wollte dem Tiere helfen; da sah er an der Stelle, wo die Füße des Pferdes den Boden durchbrochen hatten, heisse Dämpfe aufwallen und gleich darauf einen Wasserstrahl aufspritzen. Der fromme Kaiser sank auf die Kniee und dankte Gott für diese Entdeckung; er erkannte sofort, dass hier eine heilbringende Quelle sei. Er gelobte auch, der Jungfrau Maria hier einen Tempel zu errichten; an dem Orte der Burgtrümmer aber wollte er eine Pfalz bauen lassen. Und so sind die ersten Anfänge zu der Liebfrauenkirche und zu dem Kaiserpalaste in Aachen entstanden.

Siegfried und Mimer.

An einem frischen Morgen zog Jung Siegfried, dem es in der väterlichen Burg zu Xanten nicht mehr behagte, fort in die Ferne. Er wanderte rheinaufwärts und kam zum Siebengebirge. In den wilden Bergschluchten und Felsklüften gefiel es ihm gar wohl; denn Furcht kannte Jung Siegfried nicht. Als er munter voranschritt, sah er an einer Stelle lustigen Rauch emporwirbeln. Er ging darauf zu und stand bald vor einer Schmiede, in deren Esse ein mächtiges Feuer loderte.

Hier wohnte Mimer, ein gewandter und berühmter Waffenschmied, aber auch ein sehr arger Mann. Sieg-

fried trat ein und sagte, er wolle auch ein Schmied werden. Da lachten die Gesellen, als sie den jungen Fant sahen. Siegfried, darüber erzürnt, fuhr mit seinem Stecken drein, dass die Burschen bald gegen die Wände und in die Ecken flogen. Nun erschrak Mimer und nahm Siegfried in seine Schmiede auf. Als dieser aber zum Amboss trat und den schweren Hammer in die Hand nahm, schlug er mit einem Streiche die schwerste Eisenstange entzwei, und der mächtige Amboss fuhr tief in den Grund.

Von nun an fürchteten Mimer und seine Gesellen den gewaltigen Jüngling sehr, und sie sannten auf ein Mittel, ihn los zu werden. Darum sprach der arglistige Mimer eines Tages zu Siegfried: „Die Kohlen sind uns zu Ende gegangen; du mußt heute nach der hohen Wand am Rheine ausziehen und Kohlen brennen.“ Siegfried that, wie ihm geheissen war. Bald war er an der Stelle, die ihm Mimer bezeichnet hatte; er riss eine junge Eiche aus, um sie als Schürbaum zu gebrauchen. Dann schichtete er den Meiler und zündete ihn an. Als er nun so im Schatten einer Linde lag, um ein wenig zu ruhen, da schoss ein greulicher Lindwurm auf ihn zu. Siegfried, nicht faul, wehrte sich tapfer mit seinem Schürbaum, so dass er das Untier zuletzt erschlug. Da riefen ihm die Vögel von den Wipfeln zu: „Bade dich in seinem Blut und Fett, Jung Siegfried, so wirst du hörnen sein!“ Siegfried that, wie ihm geheissen war; aber indem er badete, fiel ihm ein Lindenblatt auf die linke Schulter; darum wurde er an dieser Stelle nicht hörnen. Als er mit dem Baden fertig war, riss er dem Ungetüm das Haupt ab und

kehrte wohlgemut zu der Schmiede zurück. Als Mimers Gesellen ihn von weitem kommen sahen, wussten sie nicht, wohin sie sich vor Angst verkriechen sollten. Mimer selbst trat dem Drachentöter mit gleisnerischer Freundlichkeit entgegen. Siegfried jedoch harrete nicht seines Grusses, sondern erschlug den Falschen und alle seine Knechte. Darauf schmiedete er sich Schild und Schwert und zog von dannen.

Die Jungfrau vom Drachenfels.

Unter den sieben Bergen am Rhein ragt der Drachenfels mit seiner Ruine am kecksten hervor. In uralter Zeit, so erzählt die Sage, lag hier in einer Höhle ein Drache, dem die Anwohner, die zu der Zeit noch Heiden waren, göttliche Verehrung erwiesen und Menschen zum Opfer brachten. Gewöhnlich wurden dazu Kriegsgefangene gewählt. Unter solchen Gefangenen befand sich einmal eine christliche Jungfrau von vornehmer Geburt. Sie war von hoher Schönheit, und zwei heidnische Anführer stritten um ihren Besitz. Da entschieden die Ältesten, dass sie dem Drachen vorgeworfen werden solle, damit keine Zwietracht unter den Anführern entstände.

In weissem Gewande, mit einem Blumenkranz um das Haar, wurde die Jungfrau den Berg hinangeführt. In der Nähe der Felsenhöhle, wo das Untier lag, wurde sie mit Stricken an einen Baum gebunden, neben dem ein Stein statt eines Altars stand. Viel Volk hatte sich in einiger Entfernung versammelt, dem Schauspiel zuzusehen; es waren wenige darunter, die

nicht Mitleid mit der Armen hatten. Die Jungfrau stand ruhig und schaute mit frommer Ergebung zum Himmel.

Jetzt stieg die Sonne hinter den Bergen hervor und warf ihre ersten Strahlen an den Eingang der Höhle. Da kam das Ungeheuer hervor und eilte nach der Stätte, wo es seinen Raub zu finden gewohnt war. Die Jungfrau aber erschrak nicht; sie zog aus dem Busen ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers und hielt es dem Drachen entgegen. Dieser bebte zurück und stürzte sich mit fürchterlichem Gezisch in den Abgrund.

Da trat das Volk, von dem Wunder ergriffen, herzu, löste die Bande der Jungfrau und sah mit Erstaunen das Kreuz an. Die Jungfrau erklärte ihnen, was es bedeute. Alle fielen auf ihre Kniee nieder und baten die Jungfrau, sie möge zu ihren Angehörigen zurückkehren und ihnen einen Priester schicken, der sie unterweise und taufe. So kam das Christentum in die Gegend, und auf der Stelle, wo der Altar des Drachen gestanden hatte, wurde eine Kapelle erbaut.

Der Mönch von Heisterbach.

Am Fusse des Ölberges im Siebengebirge lag in waldreicher Umgebung das Kloster Heisterbach, von dem heute nur noch geringe Überreste vorhanden sind. In diesem Kloster lebte einst ein junger Mönch, der es liebte, über Dinge nachzudenken, die für einen Menschen schwer zu begreifen sind. Dieser Mönch wandelte eines Tages im Klostergarten umher und grübelte über die Worte der Bibel nach: „Vor dem Herrn ist ein

Tag wie tausend Jahre, und tausend Jahre wie ein Tag.“ Er vertiefte sich immer mehr in seine Gedanken, verliess den Garten und erging sich in den benachbarten Felsgründen. Als er aber das Vespersglöcklein läuten hörte, eilte er zurück und klopfte an die Klosterpforte. Ein ihm unbekannter Bruder öffnete und fragte nach seinem Begehre. Der Mönch gab keine Antwort, sondern eilte nach der Kirche, um nicht zu spät zum Gottesdienst zu kommen. Als er die Kirche betrat, sah er, dass sein Platz schon von einem andern eingenommen war, und von all den Mönchen, die rings im Chor die Vesper sangen, war ihm kein einziger bekannt. Er selbst fiel den Brüdern eben so sehr auf, wie vorher dem Pförtner. Als der Gottesdienst beendet war, fragte man ihn nach seinem Namen; doch der war allen unbekannt. Man holte die Klosterchronik herbei und ersah daraus, dass ein junger Mönch dieses Namens, ein Grübler und Zweifler, vor dreihundert Jahren im Walde verschwunden sei. Als der so spät Zurückgekehrte das vernahm, fiel er kraftlos zur Erde nieder. Man hörte ihn nur noch flüstern: „Tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag“; dann war er tot.

Wer hat den besten Edelstein Wohl auf und ab den ganzen Rhein?

Es trug sich einmal zu, dass der Erzbischof von Köln in Bonn ein grosses Fest gab, zu dem viele Fürsten und Edle von beiden Seiten des Rheines geladen waren. Als sie nun im Saale beieinander sassen, rühmten sie sich ihrer Macht und Herrlichkeit und besonders ihrer

Edelsteine, die sie für das Allerköstlichste hielten. Da lief die Frage durch den Saal:

Wer hat den besten Edelstein
Wohl auf und ab den ganzen Rhein?

Nun wies der eine seinen Fingerring vor, in dem ein köstlicher Demant funkelte, der andere seinen Schwertknauf, an dem ein mächtiger geschnittener Stein prangte; manche zeigten auch ihren Gürtel oder ihr Barett, woran ebenfalls herrliche Kleinode befestigt waren. Alle köstlichen Steine aber schienen zu erbleichen vor demjenigen, den der Erzbischof selbst in seinem Siegelringe trug.

Als der Erzbischof nun die ganze Reihe der Herren überblickte, sah er den Ritter Dietrich vom Drachenstein, der in einer Fensternische stand und sich um den Streit der andern gar nicht zu kümmern schien. Der Erzbischof war bis vor kurzem mit ihm in Fehde gewesen, hatte es aber zuletzt für gut gehalten, sich mit ihm auszusöhnen, weil Dietrich von seiner festen Burg aus alle Angriffe siegreich zurückschlug. „Ritter Dietrich“, rief der Erzbischof, „wollt Ihr mir den Preis nicht streitig machen?“ Da trat der Ritter näher und erwiderte: „Ich liesse Euch gern den Ruhm; doch da Ihr mich fragt, so sage ich, dass ich einen Stein besitze, mit dem die Eurigen alle nicht zu vergleichen sind.“ Dabei wies er seinen Ring vor, und alle sahen mit Erstaunen einen schlichten grauen Stein in herrlichen Goldreif gefasst. Alle Gäste lachten über den thörichten Ritter, und der Erzbischof sprach: „Solcher Steine sehe ich täglich viele Karren voll auf der Strasse vorüberfahren; man baut die Häuser daraus. Wie hell auch Euer

Schwert im Kampfe funkelt, lieber Ritter, Euer Stein ist gar blind.“ Da trat Dietrich an das Fenster, zog den Vorhang zurück und rief: „Da schaut Ihr Herren, dort liegt der Drachenfels, die beste Burg am ganzen Rhein; nicht für Gold und Kleinod ist sie zu kaufen, und aus diesem Steine ist die Burg gebaut.“ Da verstummten alle die Herren, und der Erzbischof schaute zu Boden, denn er hatte am meisten erfahren, was der Drachenfels wert sei.

Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich.
 Da kamen bei Nacht
 Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
 Und rupften
 Und zupften
Und hüpfen und trabten
Und putzten und schabten,
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht.

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich,
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war,

Nahm Meissel und Beil
Und die Säg' in Eil.
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visierten wie Falken
Und setzten die Balken;
Eh' sich's der Zimmermann versah,
Klapp, stand das ganze Haus schon fertig da.

Beim Bäckermeister war nicht Not,
Die Heintzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heintzelmännchen regten sich,

Und ächzten daher
Mit Säcken schwer
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopfen und hackten.

Die Burschen schnarchten noch im Chor,
Da rückte schon das Brot, das neue, vor.

Beim Fleischer ging es just so zu,
Gesell und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind:

Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
 Die spülten,
 Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf,
Wupp, hing die Wurst schon da zum Ausverkauf.

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank,
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein
 Und schwefelten fein
 Alle Fässer ein.
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
 Und schwenkten
 Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht.

Einst hatt' ein Schneider grosse Pein,
Der Staatsrock sollte fertig sein,
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
 Da schlüpfen sie frisch
 In den Schneidertisch,
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten

Und fassten
Und passten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten.
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeister's Rock bereits gemacht.

Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht' sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die ganze Nacht,
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmten und schreien
Und vermaledeien;
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! ver-
schwinden all.

O weh, nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonst ruhn,
Man muss nun alles selber thun.
Ein jeder muss fein
Selbst fleissig sein
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben

Und schriegeln
Und biegehn
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, dass es noch wie damals wär!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.
Kopisch.

Richmodis von Aducht.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte zu Köln am Neumarkt ein Herr von Aducht, reich und hoch angesehen, mit seiner Ehefrau Richmodis. Mann und Frau liebten sich zärtlich, und ihre Ehe war ein Muster für alle Hauswirtschaften. Nun trug es sich zu, dass die Pest im Jahre 1357 auch in Köln ausbrach und fürchterlich wütete. Da kam keiner mehr zu dem andern, jedermann sperrte sich ab aus Furcht, angesteckt zu werden. Frau Richmodis erkrankte ebenfalls an der bösen Seuche und erlag ihr im Laufe einiger Stunden. Da liess man die Leiche so schnell wie möglich aus dem Hause schaffen und in aller Stille auf dem Apostel-Friedhofe beisetzen. Doch hatte der tiefbetrübte Gatte, um seine geliebte Frau noch im Tode zu ehren, ihr ein kostbares Geschmeide und einen prachtvollen Ring ins Grab mitgegeben. Dieser Umstand war den Totengräbern nicht entgangen, und sie beschlossen, das Grab zu öffnen und sich jener Kleinode zu bemächtigen. Um die Mitternachtsstunde stiegen sie in die Gruft hinab. Sie beraubten die Frau ihres Schmuckes und waren eben bemüht, ihr den prächtigen Ring vom Finger zu ziehen, als sie sich plötzlich aufrichtete und

die Frevler mit grossen Augen anstarrte. Sie war nur scheintot gewesen.

Die Räuber ergriffen voll Entsetzen die Flucht das Geschmeide und ihre Laterne liessen sie zurück. Nicht gering war aber auch der Schrecken der Frau Richmodis, als sie zu sich kam und merkte, wo sie sich befand. Sie raffte alle ihre Kräfte zusammen, stieg aus dem Sarge und versuchte dann, aus der Gruft herauszuklettern. Das gelang ihr endlich, und nun trat sie den Weg zu ihrer Wohnung an. Als sie an dem Hause ankam, lag alles im tiefsten Schlafe. Frau Richmodis musste lange pochen, bis endlich einer der Diener aufwachte. Durchs Fenster hinaus fragte er, wer da so spät noch Einlass begehre. Als die Frau nun ihren Namen sagte, erkannte er sofort die Stimme seiner Herrin. Er eilte hinauf in das Schlafgemach des Hausherrn, weckte ihn und berichtete, vor Angst zitternd, was er eben gehört hatte. Herr von Aducht hielt den Diener für einen furchtsamen Thoren und sagte: „Eher glaube ich, dass meine beiden Pferde auf den Söller steigen und von da auf die Strasse hinabschauen!“

Kaum aber waren diese Worte gesprochen, so liess sich auf der Treppe ein gewaltiges Poltern vernehmen. Mit Grauen sah Herr von Aducht, wie seine beiden Schimmel heraufkamen und sich auf den Söller begaben. Da dachte er, dass bei Gott kein Ding unmöglich sei, öffnete die Hausthür und sah seine Gemahlin vor sich stehen, vor Frost bebend, aber doch lebendig. Mutig nahm er sie in seine Arme und trug sie hinauf ins Schlafzimmer. Durch sorgsame Pflege

erhielt die Frau bald ihre Kräfte wieder und lebte noch eine Reihe von Jahren gesund und glücklich mit ihrem Gatten.

Noch heute sieht man aus dem Söllerfenster eines Hauses am Neumarkt zwei Pferdeköpfe von Holz hervorragen, die an die wunderbare Begebenheit erinnern sollen.

Jan *) un Griet.

Zo Köln em ahlen Kämpchens-Hof
Wunt ens ne Boersmann,
Dä hat en Mäd, dä nannt sich Griet,
Nä Knäch, dä nannt sich Jan.

Dat Griet dat woehr en fresche Mäd,
Grat we vun Milch un Bloot,
Dä Jan dat woehr nä starke Boorsch,
Dem Griet vun Häzen good.

Ens säht hä: „Sag“, esu¹⁾ säht hä,
„Sag, Griet, ben ich deer räch?
Nemm mich zom Mann, do bes en Mäd,
Un ich, ich ben nä Knäch.“

Do säht it: „Jan, du bes nä Knäch,
Un ich en schöne Mäd:
Ich well nä däftgen Halfen²⁾ han
Med Ös un Köh un Päd.“

*) Johann vom Werth, bayrischer und kaiserlicher Reitergeneral im dreissigjährigen Kriege, † 1652. (Denkmal in Köln auf dem Alten Markt.) ¹⁾ so, ²⁾ wohlhabenden Bauer.

Un als dä Jan dä Kall¹⁾ gehoot,
Do trock hä en de Kreeg,
Schlog immer düchtig en dä Feind,
Holf wennen männen Seeg.

We widder hä no Köllen kom,
Sos hä op stolzem Päd,
Dä Jan dä woher no Feldmarschall,
Dä grosse Jan vun Wäht.

We widder en de Poz²⁾ hä kom,
Sos en der Poz dat Griet,
It sos vor einem Appelkrom,
Wo it Kruschteien³⁾ briet.

Un als dä Jan dat Griet dät sin,
Leht stell sing Päd hä stomm,
Un grössten it un sät zo im:
„Griet, wer et hät gedonn⁴⁾!“

Un als dat Griet dä Jan dät sin
Su blänkig usgeross⁵⁾,
Do grösst it in un säht zo im:
„Jo, wer et hät gewoss⁶⁾!“

Ehr kölsche Mädchen, merk üch dat,
Un sit mer nit so friet⁷⁾,
Gar männen hät et leid gedonn,
Dat lehrt vum Jan un Griet.

1) Rede, 2) Pforte, 3) Kastanien, 4) gethan, 5) ausgerüstet
6) gewusst, 7) stolz.

Schelm von Bergen.

Zur Karnevalszeit fand einst im herzoglichen Schlosse zu Düsseldorf ein grosses Mummenspiel statt. Die Fürsten und Edlen aus der ganzen Gegend waren in nicht geringer Zahl zu dem Feste zusammengeströmt und tummelten sich in bunten Kleidern und mit verhüllten Gesichtern durcheinander. Auch die Herzogin nahm an Tanz und Mummerei teil. Ein Tänzer, der sie öfter aufgefordert hatte, zog vor allen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Niemand von allen Anwesenden war ihm zu vergleichen an schönem Wuchse sowie an Geschicklichkeit und Kraft. Eben zu dem Zeitpunkte, wo die Masken abgelegt werden mussten, tanzte er wieder mit der Herzogin und bat nun um die Erlaubnis, sich entfernen zu dürfen. Aber die Herzogin bestand darauf, dass er erst sein Angesicht zeigen müsse. Er bat, ihm dies zu ersparen. Da drang die Herzogin immer lebhafter in ihn; er aber weigerte sich standhaft, und endlich brach er in die Worte aus: „Lasst ab, Herzogin, denn mein Anblick bringt Schrecken und Tod!“ Da riss sie ihm mit Gewalt die Maske vom Gesicht, und alle Umstehenden riefen: „Der Scharfrichter von Bergen!“ Die Herzogin stürzte zu ihrem Gemahl und verlangte Rache für den ihr zugefügten Schimpf. Der Herzog musterte den kecken Gesellen, hiess ihn dann niederknien, zog sein Schwert und sprach: „So schlage ich dich hiermit zum Ritter, und weil du ein Schelm bist, so soll dein Geschlecht heissen: „Die Schelme von Bergen.“ Und die Schelme von Bergen sind wackere Ritter geworden, und ihr Stamm hat lange geblüht in den Landen am Rhein.

Das Zwergjunkerlein an der Kohlfurt.

I.

In der Nähe der Kohlfurt bei Solingen liegt ein Berg, der mit seinen Klippen die Wupper überragt. Er ist in seinem Innern von unzähligen Höhlen und Gängen durchzogen, die vor langen Jahren von dem kleinen Völkchen der Heinzelmännchen oder Zwerge bewohnt waren. Nun begab es sich einst, dass ein wackerer Schmied spät abends zu seinem Hammer*) heimkehrte, der in dieser Gegend an der Wupper lag. Da vernahm er vom jenseitigen Ufer eine wunderbar feine und liebele Musik, die aus dem Grase und hinter den Steinen hervorzudringen schien. Es geigte und fiedelte, es blies und schmetterte, als wäre da lustiger Tanz. Neugier und Staunen wurden bei dem Schmied rege; er sah scharf zu und bemerkte endlich im Mondenschein viele kleine Gestalten, die in fröhlichem Reigen auf den Steinen umhertanzten. Auch die Musik kam von solchen kleinen Männlein, die sich auf den Felsblöcken niedergelassen hatten und fein Takt und Ordnung hielten. Abseits aber von den andern erblickte der Schmied ein Männlein auf einem Abhange, der über das Wasser hinausragte. Dieses schien noch heiterer zu sein als die übrigen, denn es jauchzte, sprang auf einem Bein einher, drehte sich im Kreise und warf sein silbernes Hütchen in die Luft. Es freute sich, wie das Hütchen im Mondenschein blinkte, und fing es geschickt wieder auf. Mit einem Male aber stieß das Männlein einen lauten Schrei aus. Es hatte einen

*) Schmiede.

schrägen Wurf gethan, konnte das Hütchen nicht wieder ergreifen, und dieses fiel in die Wupper. Bei dem Schrei verstummte sofort Jubel und Musik, alle Heinzelmännchen liefen an das Ufer, aber keines konnte das versunkene Hütchen wieder herausholen. Da trat der ehrliche Schmied hinter einem Busch hervor und rief herüber: „Männlein, ich habe dein Hütchen fallen sehen; wenn du dich bis morgen früh gedulden willst, so verspreche ich dir, es wieder herbeizuschaffen.“ Da rief das ganze Völkchen ihm Beifall zu; der kleine Mann aber sagte: „Ich will es dir reichlich lohnen.“ Der Schmied ging von dannen und erwiderte: „Ich habe mich ergötzt an eurer Musik und eurem Tanz, so will ich euch denn auch erkenntlich sein.“

II.

Als der Morgen graute, machte der Schmied sich wieder nach derselben Stelle auf. Er watete in das Wasser und fing an zu suchen. Da rief ihm das Zwerglein hinter den Büschen einen guten Morgen zu; es freute sich, dass er sein Versprechen so pünktlich hielt. Bald hatte der Schmied das Hütlein gefunden und reichte es dem Besitzer hinauf, der nun vor Freuden noch höher sprang als am Abend vorher. Dann aber holte er einen grossen Edelstein von wundersamer Pracht hervor und wollte damit den Liebesdienst belohnen. Allein so sehr das Zwerglein auch bat, der Schmied nahm den Stein nicht an, sondern ging ruhig nach Hause und an seine Arbeit. Unter lustigem Sang theilte er einen grossen Block Eisen in viele kleinere Klumpen, die er im nächsten Tagewerk in schlanke

Stangen auszurecken gedachte. Wie gross aber war sein Erstaunen, als er am nächsten Morgen in den Hammer trat und die ganze Arbeit schon gethan fand. Da lagen die Stangen aufgeschichtet, alle probemässig und tadellos ausgeschmiedet. „Nun“, dachte der Schmied, „wenn das ein Spass ist, den sich mein Nachbar erlaubt hat, so kann ich mir den schon gefallen lassen.“ Er fragte den Tag über hin und her, aber niemand wusste etwas von der Sache. Am Abend lagen wieder die Klumpen fertig, die am nächsten Tage zu schlanken Stangen ausgeschmiedet werden sollten. Der Schmied dachte: „Es wäre schön, wenn du morgen früh wieder die Stangen fertig vorfändest!“ Und richtig, am andern Morgen lagen wieder die Stangen aufgeschichtet da, alle probemässig und tadellos ausgeschmiedet. „Nun“, meinte der Schmied, „diese Art zu arbeiten ist so übel nicht; aber ich möchte doch wissen, wie die Sache eigentlich zugeht.“ Da legte er sich am Abend auf die Lauer, als die Lichter im Hammer ausgelöscht waren, und lauschte an einer Mauerspalte. Da sah er denn, wie gegen Mitternacht das Zwergmännlein mit dem silbernen Hütchen eintrat. Die Thür des Hammers hatte sich aufgethan, nachdem es mit einem silbernen Hämmerlein, das es in der Hand trug, dagegen gepocht hatte. Das Männlein zündete Licht an und blies in die Kohlen, dass sie bald wieder hell aufbrannten. Dann öffnete es ein mitgebrachtes Bündelchen und nahm daraus ein ledernes Schurzfell hervor, das es umthat. Hierauf wälzte es die Klumpen ins Feuer und plagte sich so sehr dabei, dass ihm der Schweiss auf der Stirn stand. Als es den letzten hineingewälzt hatte,

zog es den ersten wieder heraus und zwar mit einer goldenen Schlinge. Der Klumpen glühte noch gar nicht; als aber das Männlein mit seinem silbernen Hämmerchen darauf herumzuarbeiten begann, formte er sich so leicht, als wäre er von Wachs gewesen, und es wurde eine schöne schlanke Stange daraus. So ging es mit dem zweiten und dritten Klumpen und weiter, bis keiner mehr im Feuer war. Dann wusch sich das Männlein, packte sein Schurzleder und sein Hämmerchen ein, setzte sein Hütchen auf und verschwand so still, wie es gekommen war.

III.

Da sagte der Schmied: „Nun, Männlein, wenn du aus Dankbarkeit nachts mein Geselle sein willst, so soll es dir an Arbeit nicht fehlen.“ Und fortan machte er mit seinen Gesellen alle Tage nur die Klumpen fertig, die das Männlein nachts in Stangen ausreckte. Und diese Stangen waren so gut, dass man sie teuer bezahlte, und der Schmied wurde nach kurzer Zeit ein reicher Mann. Eines Tages dachte er: „Du verdankst doch all dein Glück, Hab' und Gut bloss dem kleinen Männlein und hast ihm nichts dafür geleistet, als dass du sein Hütchen aus dem Wasser geholt hast. Das ist zu wenig. Du musst ihm einmal eine grosse Freude machen.“ Da ging er nach Solingen zu dem besten Schneider und sprach zu ihm: „Meister, mache mir einen Anzug, wie ihn die Junker zu Köln tragen, ganz von Samt und Seide; er darf aber nur so gross sein wie dieses Mass.“ Damit gab er ihm die Länge des

Männleins. Als der Anzug fertig war, hängte er ihn auf ein Stühlchen neben dem Amboss und stellte einen kleinen Spiegel dabei. Dann versteckte er sich, um zu beobachten, was das Männlein zu dem Geschenke sagen würde. Kaum hatte dieses die Kleider erblickt, so warf es Schurzfell und Hammer beiseite und betrachtete sie mit Freude und Erstaunen. Als bald fing es an, sie anzulegen. Dann bewegte es sich wie ein eitles Mädchen vor dem Spiegel auf und ab und sprach: „Ei, wie schön mir das weisse Höschen passt! Ei, wie schmuck mir das blaue Samtröcklein steht!“ Zuletzt setzte das Männlein auch den Federhut auf und steckte den feinen Degen ein. Da wusste es sich vor Freude kaum zu lassen und sprang wieder auf einem Bein einher. Plötzlich aber fielen seine Blicke auf die Eisenklumpen, und es stand wie angenagelt still. „Nein“, sprach es endlich, „mit dem Schmieden ist es nun vorbei; solche gemeine Arbeit ziemt sich nicht für einen so schmucken Junker, wie ich jetzt bin.“ Damit flogen das Schurzfell und der Hammer in die Kohlen, und das Junkerlein klatschte vor Freude in die Hände, als sie in Flammen aufgingen. Darauf nahm es sein silbernes Hütchen und ging stolz zur Thür hinaus.

Fortan musste der Schmied seine Arbeit selbst verrichten, wenn sie gethan werden sollte. Da er aber durch des Männleins Dankbarkeit reich geworden war, so legte er sein Geschäft nieder und lebte in Ruhe.

Der Ritter mit dem Schwan (Lohengrin).

I.

Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Er hatte aber vor seinem Tode bestimmt, dass sein Land seiner einzigen Tochter, Elsa, verbleiben sollte. Daran kehrte sich indes Gottfrieds Bruder, der Herzog von Sachsen, nicht. Er trug selbst Verlangen nach dem schönen Lande, und kaum war Gottfried verschieden, so rückte er mit grosser Heeresmacht nach Brabant und fing an, die Städte und Burgen dieses Landes zu erobern.

In ihrer Not wandte sich Elsa klageführend an den Kaiser Karl, der zu der Zeit gerade in Niederland weilte. Karl rief die Streitenden vor sich, auf einer Burg am Rhein sass er zu Gericht. Da hub Elsa bitter zu klagen an und begehrte ihr Recht. Der Sachsenherzog aber wies alle Schuld von sich und behauptete, er sei der rechtmässige Erbe des Landes, weil nach deutschem Rechte Frauen nicht regieren dürften. Da sprach der Kaiser: „So mag Gott in diesem Streite Richter sein!“ und befahl, zum Zweikampfe zu schreiten. Der Herzog von Sachsen war sogleich bereit und forderte Elsa auf, ihm einen Gegner zu stellen. Die unglückliche Fürstin erschrak heftig, denn sie wusste, dass der Herzog ein gewaltiger Held war, an den sich niemand wagen würde. Vergebens liess sie ihre Augen durch den Saal schweifen; kein Ritter war da, der sich ihr erboten hätte. Da weinte die Fürstin in ihrer grossen Not.

II.

Doch ihr Retter war nicht mehr fern. Es begab sich, dass der Kaiser durch ein Fenster schaute; da erblickte er in der Ferne einen weissen Schwan, der schwamm den Rhein herunter und zog an einer silbernen Kette ein Schiffelein nach sich. In dem Schiffelein aber ruhte ein schlafender Ritter, der Schild war sein Kopfkissen, und neben ihm lagen Helm und Halsberg. Der Schwan steuerte gleich einem geschickten Bootsmann durch die Wellen und brachte sein Schiff an das Gestade. Jetzt erwachte der Ritter, setzte den Helm auf, hängte den Schild über den Rücken und stieg ans Land. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: „Zieh deinen Weg zurtück, mein lieber Schwan; wenn ich aber deiner bedarf, so kehre wieder zu mir.“ Sogleich wandte der Schwan das Schiffelein und zog langsam von dannen.

Der edle Held, der von dem Kaiser huldreich empfangen wurde, nahte sich der Fürstin und gelobte, ihr Kämpfer zu sein. Als bald rüsteten sich die Gegner zum Streite. Viel Volk drängte sich herbei; der Kaiser aber stieg auf seinen Thron und gab das Zeichen zum Beginne des Zweikampfes. Nun rannten die Helden so heftig aufeinander los, dass die Rosse sich hoch aufbäumten, und die Speere zerbrachen. Dann versuchten sie es mit den Schwertern. Hin und her schwankte der Kampf, und ängstlich harrten die Zuschauer des Ausganges. Endlich schlug der Schwanenritter seinem Gegner mit solcher Gewalt durch den Helm, dass ihm die Sinne vergingen und er tot zu Boden stürzte.

III.

So war für Elsa der Sieg gewonnen, und ihr Erbe wurde frei. Sie neigte sich vor dem kühnen Helden, der sich ihrer angenommen hatte. Dieser aber fragte sie, ob sie sein Weib werden wollte, und verhiess ihr Schutz für alle Zeiten. Freudig willigte die Herzogin ein. Ehe sie aber nach Brabant zogen, sprach der junge Held: „Noch eins musst du mir versprechen, Elsa. Nie darfst du mich befragen, woher ich gekommen bin, und welches mein Name und Geschlecht ist; denn sonst muss ich auf ewig von dir scheiden.“ Elsa versprach es ihm, indem sie ihm ihre Hand reichte.

Die beiden wurden ein glückliches Paar. Es wurden ihnen zwei Söhnlein geboren, die wuchsen gar herrlich heran. Doch immer mehr drückte es die Mutter, dass sie gar nicht wusste, wer ihr Gemahl eigentlich sei. Nach vielen Jahren richtete sie endlich an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschrak heftig und sprach: „Wehe, Elsa, was hast du mir gethan! Nun ist all unser Glück dahin, ich muss nun von dir scheiden.“ Die Herzogin bereute ihre unbesonnenen Worte, aber es war zu spät. Sie hängte sich an den Hals ihres Gemahls und weinte laut; dieser aber machte sich sanft von ihr los. Er legte seine Rüstung an und liess sein Silberhorn ertönen. Siehe, da kam der Schwan wieder geschwommen und zog das Schifflin nach sich. Der Ritter küsste seine Kinder, nahm Abschied von seinem Weibe und segnete das ganze Volk. Dann bestieg er das Schiff, fuhr davon und kehrte nimmer wieder.

Der Herzogin ging der Kummer sehr zu Herzen. Doch zog sie mit Fleiss ihre Kinder auf. Von diesen stammen viele edle Geschlechter: die Herzöge von Kleve, von Geldern und viele andere; sie alle führen den Schwan in ihrem Wappen. Die Burg zu Kleve aber, worauf der Schwanenritter gelebt haben soll, wird noch heute die Schwanenburg genannt. Hoch oben auf dem Turme schimmert ein goldener Schwan.



Der
 Doch zog
 stammen v
 von Gelde
 Schwan in
 worauf de
 heute die
 Turme sch

Herzen.
 n diesen
 n Kleve,
 ren den
 ve aber,
 ird noch
 auf dem



